

VOR DER GEBURT

Ich liege am Rande des Schlafs, auf dem warmen und weichen Zaun eines Gartens voller flammender Rosen und Weidenbäumen aus Wasserfällen. Die Finsternis hat mir die Augen zu Knospen gefaltet, aber meine Ohren sind Blüten, die sich nachts nicht schließen. Ich höre die in der Finsternis des Zimmers gefangenen Nachtfalter leise gegen die Fenster picken, aufgebracht vom Feuerwerk, das ich hören, aber nicht sehen kann, wie ein dumpfes Pochen verborgener Herzen. Von der Straße dringen vom Gemurmeln zermalnte Worte, zerstrittene Arien schleppen sich hinter den Orchestern her. Ich schreite über den staubüberzogenen Teppich, barfüßig liebe ich das Treppenhaus, ertaste mir meinen Weg mit nackten Zehen, ich gehe auf das Brausen der Türklinke zu und beruhige es durch die Berührung. Ich gehe hinaus, stapfe über das eiskalte Kopfsteinpflaster aus Kanonenkugeln, und das Grausen fließt an mir vorbei. Ich strecke die Hände aus, wie ein Blinder bahne ich mir einen Weg durch das wogende Dickicht des Kostümfests. Das Gemurmeln vor mir verhallt, und Geflüster begleitet mich hinaus. Niemand wagt es, mich aufzuhalten; der Schlafwandler darf nicht geweckt werden. Ich verlasse die Stadt, ihre Mauern schützen mich nicht mehr vor dem Wind; das Flattern meines Pyjamas verhüllt das Zittern, das mich erbeben läßt, doch es kann mich nicht wecken. Ein Uhu kreist über mir; sein schwerer Schatten schlägt mir ins Gesicht, und seine Krallen reißen mir die Blindenbrille des Schlafs ab. Ich erwache auf der Straße; der Mond, in eine Wolke versenkt, ist ein sinkender Kahn. Angespornt von den Sternen, greift mich lautlos ein Waldkauz an, dessen Hörner denen des Teufels gleichen. Ich hocke mich nieder und nehme einen Stein; er ist zu groß, doch ich habe zu wenig Zeit, um einen anderen zu suchen, denn das Vogelungeheuer kreist schnell und lautlos über mir. Der Stein ist zu schwer, er wirbelt langsam in die Höhe und fällt schnell auf die Erde zurück. Fast hätte ich mir den Kopf zerschlagen. In unnatürlicher Lage, das Gesicht gegen den Horizont gewandt, werfe ich mich hin und her und verteidige mich vor dem Plagegeist. Endlich ist er fort! Ich verlasse die Straße und pflücke Pflanzen, deren winzige Blumen im Mondlicht blühen, und wische damit das Blut von den Wunden ab. Dann begeben sich in die Stadt. Anständig wie ich bin, wage ich es nicht, von zu Hause wegzulaufen und tue dies im Schlaf. Sie dürfen es auf keinen Fall bemerken, es könnte sie verletzen und mich auch. Ich gehe hinein, ohne die Eingangstür zu öffnen, um sie nicht zu wecken. Was ist geschehen? Die Tür ihres Zimmers ist offen, und die Tür meines Zimmers ist geschlossen, obwohl es zu dieser Nachtzeit immer umgekehrt ist! Sie werden bemerkt haben, daß ich weg bin, und sie wollen sehen oder hören, wann ich zurückkomme. Ich hebe die Fersen vom Boden, und auf Katzenpfoten komme ich im Flur voran. Was für ein wildes Tier ist von dort zu hören? Ich stürze in das Zimmer meiner Eltern und finde einen Anblick vor, der mein Inneres auflodern läßt, einen Augenblick lang schwindet alle Wärme aus meinem Körper, und ich erstarre. Vater und Mutter kämpfen erbittert, sie sind hinter dem Bett zu Boden gefallen, sie haben sich alle Kleider vom Leibe gerissen und nackt, atemlos röchelnd, stürzen sie sich immer wieder aufeinander. Mutter hat sich auf einen riesigen Daumen aufgespießt, der zwischen Vaters Schenkeln wächst, vergeblich versucht sie, sich loszulösen und fällt immer wieder auf Vater hinunter, der auf einmal den Kopf schüttelt, das Gesicht verzerrt und aufstöhnt, als wäre es ihr nun irgendwie gelungen, ihn zu verletzen, ja sogar zu überwältigen, denn bereits einen Augenblick später sackt er zusammen, den Kopf nach hinten gebeugt und mit verblühten Augen. Ich nähere mich, doch sie sehen mich nicht; es gibt mich noch nicht. Es scheint, als hätte ich mich auf dem Nachhauseweg zu sehr beeilt. Ich bin zum Ende meiner Zeugung angekommen. Die Tür meines Zimmers ist verschlossen, ihre Tür ist offen, denn noch müssen sie sich um nichts kümmern. Obwohl ich viel früher zurückgekommen bin als ich fortgegangen war, ist es mir dennoch gelungen, zu spät zu kommen. Doch selbst wenn ich früher gekommen wäre, wie hätte ich die Zeugung verhindern können, da doch das Mondlicht durch mich hindurch direkt in den Spiegel scheint, in dem ich mit keiner einzigen Bewegung Wellen schlagen kann. Auch kann ich die Augen nicht davor verschließen, denn um mich herum sehe ich nichts, sondern ich träume. Der Mond pulsiert im Fenster und in den Spiegeln. Geblendet wende ich meinen Blick ab, und mein Gesicht verfault im Schatten; meine zarten Gesichtszüge, die der Vergessenheit kaum standhalten, werden vom Fell versenkt. Die Haare stehen mir zu Berge, und aus den Wangenknochen dringen blutige Katzenkrallen. Die Angst übermannt mich, und ich zittere, bis in meinen Gedanken völliges Chaos herrscht; überwältigend, mit allen ihren Händen wirft sie mich zu Boden. Ich bin eine Katze, meine Schulterblätter sind zuckende Hügel, von dort aus strömen Wellen meinen Rücken hinunter. Ich habe vier Hände, ich laufe auf meinen Fäusten, mit Zähnen bewaffnet, meine Pupillen sind härchendünn; vor mir steigert sich das Miauen, das Kinderweinen, hinter mir der Schwanz, der Unrat. Ich gehe durch die leeren Zimmer, die mit riesigen, gestäubten Möbelballen überfüllt sind, die sich zwischen den bis zur Decke aufgetürmten Tellersäulen zu paaren scheinen. Ich komme ins Zimmer, wo sich die umzugsbereiten Flüchtlinge versteckt haben. Sie sitzen auf

Reisetruhen, auf dem Schoß haben sie, als wären es Kinder, ihre eigenen Köpfe; sie streicheln sie, und nicht für einen Augenblick trennen sie die Handflächen vom Haar, sonst würden sie ihn nicht mehr finden. Da sind meine Eltern und Verwandten, Freunde, Geliebten; die meisten kennen sich gegenseitig nicht, ich bin der einzige, wegen dem sie sich versammelt haben, vor dem sie fliehen wollen. Oder ich vor ihnen? Ich weiß es nicht, dies ist ein ferner, abgeschiedener und immer noch fremder Augenblick in meinem Leben. Nicht nur bin ich durch das Nachtlicht in eine Katze verwandelt, sondern ich bin auch durch einen Sprung aus der Vergangenheit, an die ich mich nicht erinnern kann, in die Zukunft gelangt, die ich nicht erlebt habe. Es tröstet mich zu wissen, daß ich noch nicht aufgewacht bin, und dann erschauere ich davor, noch nicht einmal geboren zu sein. Der Glanz der Klinge zieht mich an. Ich versuche sie mit der Pfote des Verstandlosen zu fassen und komme in das Eßzimmer, wo ich auf einem langen Tisch liege, der mit einem weichen Teppich und sauberer Bettwäsche bedeckt ist, umzingelt von dampfenden Tellern. Meine Nase ergeht sich im Gewirr der Gerüche; die Körperlosen greifen von allen Seiten an. Zitternd vor Hunger, der meiner Geburt vorhergeht, hebe ich die Teller und trinke sie gierig leer, ihre Ränder sind mit Kränzen aus blauem Gewächs tätowiert. Nur einer kann meinen Hunger stillen; um ihn zu finden, werde ich aus vielen kosten müssen. Mein Magen ist bereits voll von Lasten, die den Hunger nicht zu bändigen vermögen. Und wenn keine der Mahlzeiten für mich ist? Ich schaue mich im Eßzimmer um. Wahrscheinlich haben sie es verschlossen, damit keiner an das Essen herankommt. Oder wegen der fetten, roten Henne; sie hat gerade alle Maiskörner aufgepickt, die den Teppich bedeckten, und hebt den Kopf. Von der Seite betrachtet ähnelt sie einem Sattel. Aus der Obstschale nehme ich schnell einen Granatapfel, einen riesigen Kopf unter einer zu kleinen Krone. Ich breche ihn entzwei, und anstatt Rubinwaben entdecke ich goldene Maiskörner, dichtgedrängt wie Zähne im Gebiß. Ich reble eine Handvoll Körner und locke die Henne heran. Sie springt auf den Tisch, und bald darauf treiben die Körner, mit denen sie sich vollgefressen hat, ein Ei aus ihr heraus. Ich zupfe ihr eine Feder aus und pflanze sie in eine Kerze. Das Ei lege ich in den Löffel und brate es auf dem Federchen, das in den Gezeiten der Zugluft wie ein echtes Flämmlein im Wind tanzt. Dann pelle und verschlinge ich es, und der Hunger entflieht. Ein sehr hochgewachsener Mann von sehr hohem Wuchs rutscht auf den Knien ins Zimmer, er hält sich sehr steif wegen dem Teller, den er umgestülpt auf dem Kopf trägt, ein flacher und schlüpfriger Hut, der auf eine ungeschickte Bewegung lauert, um von den Haaren zu gleiten. "Folge mir", siebt er durch das Gitter seiner übereinanderliegenden, auseinanderstehenden Zähne und blickt mich an. Langsam wendet er mir den Rücken zu und geht wieder in die Knie, um durch die Tür zu passen. Wir betreten die Kirche, ein großes Badezimmer; die Wände sind uneben und feucht wie Höhlenwände, versehen mit Mosaiken aus Geschirrscherben. Das Wasser wogt auf, als ich in die Wanne springe, und das Licht, das sich bis dahin nur auf der unbeweglichen Oberfläche spiegelte, flimmert auf den Wänden wie der Widerschein einer Flamme. Das Wasser befreit den Körper von Schwere und Müdigkeit, genauso wie der Schlaf. Von der Tür dringt ein wütendes Zischen, Schlangen- oder Katzenzischen, und die goldenen, mit einem Pupillenstrich versehenen Augen starren aus der Finsternis auf meine Nacktheit, auf der das Wasser unruhige Gewänder zeichnet; ich bin ganz ruhig, ich weiß, der Teufel darf hier nicht hinein, denn dies ist ein Tempel, ein der Reinheit geweihter Raum. Ich wasche allen Schmutz und Schrecken von mir ab; rein wie der Schnee in der Wolke, schön wie eine aus eigenen Berührungen gefertigte Statue komme ich aus dem Wasser. Auf dem Kieselboden wandelnd, dem Knirschen und Tönen der Kieselsteine mit den Ohren der aufgesperrten Füße lauschend, öffne ich die Tür und betrete zitternd die Garderobe. Ein Ritter mit einem Fingerhut-Helm, einem perlmuttfarbenen Schild und einer Nadel, die er wie einen Säbel am Rand des Nadelohrs festhält, kommt auf mich zu. "Folge mir!" niest er und geht vor, während er unter seinen Füßen eine Spule rollt, von der sich der Faden abwickelt. Er schwingt die Nadel über die Schulter, und während er so auf dem Rücken seines fadenschwänzigen Holzpferdchens marschiert, führt er mich an einer unterschiedlich gekleideten, in Reih und Glied aufgestellten Truppe entlang. Alle tragen eine Fliege über dem Schnurrbart, falls sie überhaupt einen haben, und ein zweiter Anzug, derselbe den sie anhaben, ist über dem Arm gefaltet, der ihre kellnerhafte Verbeugung entzweibricht. Ich kneife die Augen zusammen und tauche in Sommer- und Winterwäsche hinein, in Sport- und Strandtrikots, in Seidenhemden und Samtwesten. Nachdem ich die ganze Vogelscheuche angezogen habe, bleibe ich unbeweglich wie ein Pflock im Baumwoll- und Seidenschuber. Obwohl ich sehr langsam wuchs, drückte mich die Kleidung, so daß es schmerzte. Ich glaubte zu ersticken und riß den Knopf unterhalb des Pyjamakragens ab und wurde endlich wach, geblendet vom Licht.

Nemanja Mitrovic

Übersetzung aus dem Serbischen: Maja Krstic

Nemanja Mitrovic, "Vor der Geburt" (Pre rodenja), Rec 26, Oktobar 1996, S. 28-29.

Der Autor Nemanja Mitrovic wurde 1960 in Paris geboren. Bisher hat er sieben Prosabände veröffentlicht. Er ist auch als Comiczeichner, Buchillustrator und Maler tätig und gehört zu den originellsten Erzählern der serbischen Gegenwartsliteratur. Die Literaturkritiker waren lange damit beschäftigt festzustellen, ob es sich bei seinen literarischen Arbeiten, die unter starkem Einfluß des Expressionismus stehen, um Prosa oder Lyrik handelt. Nach Kriegsausbruch hat Nemanja Mitrovic das Land verlassen, er lebt zur Zeit in Amsterdam.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 46/47 1997,
herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>